

KINDHEIT UND FAMILIE IN DER ENTWICKLUNG ZUR POSTMODERNEN GESELLSCHAFT

(für Uni Oldenburg 12.07.2006)

Horst-Eberhard Richter

Die in der ersten Nachkriegszeit in Deutschland aufwachsenden Kinder erlebten ein Klima, das infolge von jahrelanger Zerreißung oder Vertreibung der Familien von der Sehnsucht nach engem Zusammenhalt geprägt war. Der Überlebenskampf in Armut und inmitten von Bombentrümmern machte bewusst, dass man unmittelbar aufeinander angewiesen war. Die Zweierbeziehung und die Familie boten sich als eine kompensatorisch erfüllende Gegenwelt inmitten einer materiell und moralisch geschlagenen Gesellschaft an. In meinem Umkreis, überwiegend Familien mit Rückkehrern aus Kriegsgefangenschaft, freute man sich trotz Armut, Hunger und Stress auf Kinder. Nach jahrelanger Isolierung voneinander durch Krieg, Evakuierungen und Gefangenschaft war das Zusammenleben mit Kindern etwas wie die Wiederherstellung einer vollständigen Lebensgemeinschaft.

Aber das bedeutete für viele Kinder auch eine emotionale Überforderung. Sie bekamen zu spüren, dass die psychisch geschädigten Eltern sie unbewusst stark mit eigenen Erwartungen beanspruchten. Sie sollten Freude stiften, sollten helfen, psychische Entbehrungen zu kompensieren, sollten aber auch erfolgreich funktionieren, um Selbstwertdefizite der Eltern wettzumachen. Sie hatten Eltern, die mit ihrer Vergangenheit im totalitären System des Hitler-Krieges so oder so traumatisiert waren, sei es durch entwürdigende Anpassung, sei es durch aktive Verwicklung in Ungerechtigkeit oder Inhumanität, sei es durch Erleiden von Verletzungen und Verlusten. Das trugen die Eltern meist sprachlos mit sich herum. Viele wollten sich darin nicht mehr wieder erkennen, was sie vor kurzem noch gedacht und getan hatten. Die Kinder empfanden dumpf etwas von dieser Last, aber nur indirekt, indem sie – unbewusst – mithelfen sollten, die Eltern von dieser psychischen Bürde zu befreien. Sie bekamen Ängste, Depressionen, innere Zerrissenheit, Schuldgefühle aber auch übersteigerte Wünsche ihrer Eltern zu spüren, durch die sie oft in Konflikt mit ihren eigenen Bedürfnissen gerieten.

Als ich mit 29 Jahren, noch mitten in der eigenen Weiterbildung, schon mit der Leitung einer Beratungs- und Forschungsstelle für seelisch gestörte Kinder und Jugendliche in Berlin betraut wurde, - die Einrichtung war aus dem Kaiser-Wilhelm Institut hervorgegangen – da brauchte ich oft nur die Klagen der Mütter, z.T. auch der Väter anzuhören, um daraus zu schließen, dass den kindlichen Patienten gar nichts anderes übrig blieb, als mit den Störungen zu reagieren, die den Anlass des Besuchs bei mir bildeten. Das große Kinderkrankenhaus, in dem

ich mit meinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern tätig war, lag in einem Berliner Arbeiterbezirk. Zu den häufigsten kindlichen Symptomen gehörten Ängste, psychosomatische Störungen, Stottern, Weglaufen, Jähzorn, nervöse Unruhe, Klauen, Depressivität. Ich fand dann bei vielen Kindern bestätigt, dass sie mit der Verantwortung beschwert waren, unglückliche Mütter oder Eltern froher zu machen, ihnen z.B. geheime Selbstvorwürfe abzunehmen, oder ihnen Halt als Ersatz für eine unerfüllte oder fehlende Partnerschaft zu bieten. Jedenfalls wurde ich genötigt, die Sichtweise zu verändern, die ich in der Medizin und in der damaligen Psychoanalyse gelernt hatte, nämlich die Probleme der kindlichen Patienten als rein individuelles Versagen, Fehlverhalten oder Kranksein zu begreifen. Praktisch ging ich mit meinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern mehr und mehr dazu über, die Eltern familientherapeutisch einzubeziehen. Den meisten Eltern war es sehr recht, dass sie auch Interesse und Verständnis für ihre eigenen Konflikte fanden. In jahrelangen Studien gelangte ich zur Aufstellung einer Reihe von typischen Rollenzuteilungen seitens der Eltern an Kinder, die diesen Schwierigkeiten bis hin zu Symptombildungen bereiteten.

Nachdem ich die Entwicklung und die Auswirkungen solcher kindlichen Rollenkonflikte über 5 bis 8 Jahre verfolgt hatte, schrieb ich darüber das Buch „Eltern, Kind und Neurose“. Ich habe mich darin nur auf die Prozesse innerhalb der Familiendynamik selbst konzentriert und nur ungenügend danach gefragt, wie sich die Einzelschicksale der Eltern in den gemeinsamen gesellschaftlichen Hintergrund einfügten. Ich konnte nur erkennen, dass viele Eltern von Wünschen bedrängt waren, ihr jahrelang eingeengtes, bevormundetes, deformiertes, beziehungsverarmtes Leben neu zu gestalten, und dass sie von ihren Kindern darin Unterstützung in unterschiedlicher Weise erwarteten.

An meinem Buch bzw. an meiner Analyse von Eltern-Kind-Konflikten zeigte das Publikum bis Ende der 60er Jahre nur sehr mäßiges Interesse. Abgesehen von denjenigen Eltern, die wir in unserer Arbeit für interessierte Mithilfe in der Therapie gewannen, war der Großteil der damaligen Elterngeneration vorerst noch wenig zu selbstkritischer Introspektion geneigt. Die Angst, die Vergangenheit wieder an sich heran zu lassen, spielte dabei zweifellos eine maßgebliche Rolle. Erst als die von mir exemplarisch studierte Kindergeneration der ersten Nachkriegsjahre in der zweiten Hälfte der 60er Jahre zu ihrer antiautoritären Revolte ansetzte, explodierte förmlich das Interesse für mein bis dahin verschmähtes Buch. Die studentische Jugend stürzte sich darauf, erkannte sich in den Opfern der von mir beschriebenen pathogenen Rollenmuster wieder und benutzte das Buch als eine Art Waffe zum Nachweis der erlittenen Unterdrückung und zur pauschalen Beschuldigung der repressiven älteren Generation. Aber es gab auch zahlreiche studentische Väter und Mütter, denen das Buch als eine Art Ratschlag-Bibel dienlich für eine reformierte Kindererziehung wurde. Dazu bildeten sie als Werkstätten die sogenannten „Kinderläden“, in denen sie

gemeinsam ihre Erziehungsprobleme besprachen und reihum die Kinder in Gruppen zusammenfassten, die sie alternierend betreuten.

Sie selbst trafen sich an einem Wochenabend. Sie wollten lernen, ihre Kinder besser zu verstehen und selbstkritisch an sich zu arbeiten, um zu erkennen, wo und wie sie selbst etwa schuld an Problemen der Kinder waren. Sie wollten sich vor Missbrauch elterlicher Macht schützen, aber nicht nur permissiv den Kindern zuschauen, sondern sie dazu anhalten, ihre Konflikte in der Kindergemeinschaft ohne Gewalt und Ausgrenzungen zu überwinden.

Der bemerkenswerte Grundgedanke der jungen Eltern, in der großen Mehrzahl Studenten, lautete: Wir müssen bei uns selbst und unserem Erziehungsverhalten anfangen, wenn wir eine solidarischere Gesellschaft schaffen wollen. Ich wurde zusammen mit Mitarbeiterinnen eingeladen, zwei dieser Kinderläden als Psychoanalytiker zu begleiten. Über diese Arbeit habe ich seinerzeit ausführlich in meiner Schrift „Die Gruppe“ berichtet. Die studentischen Eltern haben diese Arbeit mit großer Leidenschaft betrieben. Einige der Studentemütter und -väter aus den von mir unterstützten Gruppen sind längst selber in Psychoanalyse und teilweise in psychoanalytischer Familientherapie tätig. Was ich in den von mir begleiteten Gruppen beobachtete, war ein sehr ernsthaftes Engagement, viel Selbstkritik und Verantwortungssinn. Dass es in manchen Kinderläden auch ganz anders zuging, etwa im Sinne von bloßem laissez-faire, laissez aller – oder sogar mit gezielter Triebenthemmung, ist auch bekannt. Aber den späteren Vorwurf, die Kinderläden hätten vor allem undisziplinierte und triebhafte Charaktere produziert, hat keine einzige Untersuchung bestätigt. Aus dem eigenen Erfahrungsbereich habe ich auch keine entsprechenden Eindrücke gewonnen.

Nebenher lief eine andere antiautoritäre Strömung. Motto: Was hat man dir, du armes Kind getan!“ Was immer man bei sich an Ängsten, Hemmungen oder sonstigen Fehlern bemerkte, legte man den repressiven Eltern zur Last und beschwerte sich darüber in einer anklagenden Opferrolle. Alice Miller wurde, wie Sie wissen, zu einer Art Galionsfigur für diesen Trend. Ich selbst wandte mich bereits Anfang der 60er Jahre entschlossen der Familientherapie zu. Als Vater von drei Kindern, die 1946, 1948 und 1950 geboren waren, erkannte ich auch bei mir die Anlage zu unbewussten Voreingenommenheiten und erzieherischen Erwartungen, die mit meinen eigenen Konflikten zusammenhingen. Also sah ich mich in der Praxis nicht länger einseitig mit leidenden Kindern identifiziert, sondern genau so mit Eltern, die berechtigt waren, mit ihren eigenen an den Kindern ausagierten Problemen ernst genommen zu werden. Mein nächstes Buch „Patient Familie“ ließ sich schwerlich noch als versteckte Anklageschrift gegen traumatisierende Eltern missverstehen. Vielmehr sollte es klarstellen, dass Eltern, die mit ihren Kindern in Konflikt verstrickt waren, als Mitpatienten in eine Familientherapie aufgenommen werden sollten.

Wie Sie wissen, nahm die Familientherapie in den 70er Jahren einen gewaltigen Aufschwung. 1972 gründete ich mit Hilfe des Stifteverbandes für die deutsche Wissenschaft eine „Internationale Arbeitsgemeinschaft für Familienforschung und Familientherapie“, in der aus Deutschland, neben unserer Giessener Gruppe, Eckhard Sperling, Almuth Massing, Helm Stierlin, aus Österreich Hans Strotzka und Ludwig Reiter und aus der Schweiz Jürg Willi, Luc Kaufmann und Ambros Uchtenhagen mitwirkten. Insgesamt waren wir 23 Wissenschaftler. Wir trafen uns zweimal jährlich abwechselnd in Österreich, der Schweiz und Deutschland zu mehrtätigen Symposien, um uns über unsere Forschungen und über unsere Erfahrungen in der Familientherapie auszutauschen. In dem Buch „Familie und seelische Krankheit“, 1976 bei Rowohlt erschienen, herausgegeben von Willi, Strotzka und mir berichteten wir über unsere Arbeit. Die Hochkonjunktur der Familien- wie der Gruppentherapie in jenen Jahren verdankte sich dem Zeitgeist. Man sprach plötzlich von *psychosozialer* Gesundheit und rechnete dazu Beziehungsfähigkeit, Gemeinschaftsfähigkeit, sozialen Verantwortungssinn. Der Begriff psychosozial, den ich für die Begründung einer neuen Zeitschrift verwandte, wurde damals geboren. Solidarität war noch keine abgedroschene Vokabel, sondern ein zugkräftiges gesellschaftliches Lernziel.

Aber die soziale Bewegung ermattete. In den periodischen Wiederholungen repräsentativer Untersuchungen stellten Elmar Brähler und ich fest, dass sich in der Einstellung der Westdeutschen eine Ego-zentrierte Haltung bei gleichzeitiger Verminderung sozialer Sensibilität verstärkte.

Im Giessen-Test ermittelten wir bei unseren periodischen Erhebungen einen durchschnittlichen Trend der Westdeutschen zu stärkerer Ich-Bezogenheit und einen Rückgang der Sorge um andere. In Amerika fand der führende Narzissmusforscher Heinz Kohut, dass die Eltern neuerdings ihre Kinder nicht mehr über- sondern unterstimulierten und in ihnen Gefühle von Einsamkeit und Leere auslösten. Wörtlich stellte er fest: „Die Umgebung, die (von den Kindern) bisher als bedrohlich nah erlebt wurde, wird jetzt mehr und mehr als bedrohlich fern erlebt.“ Kohut sprach von der „seelischen Unterernährung“ vieler Kinder, die keine Eltern mehr hätten, die in Anteilnahme am Wachstum ihrer Sprösslinge Erfüllung fänden.

Eine Erklärung bot der amerikanische Soziologe Richard Sennett an. In seinem weit bekannt gewordenen Buch „Der flexible Mensch – die Kultur des neuen Kapitalismus“ verwies er auf die Unverlässlichkeit der ökonomischen Verhältnisse, in denen sich das gegenwärtige Leben abspielt. Ein junger Vater will seinen Kindern die Bedeutung von Verpflichtungen klar machen. Aber das sei für diese eine abstrakte Tugend. „Sie sehen sie nirgendwo“. Denn Verpflichtungen heißen, sich auf etwas Dauerhaftes festzulegen. Indessen, wo gibt es noch etwas

Dauerhaftes? fragt Sennett. Die Unstetigkeit der Wirtschaft mit einem dynamischen Markt, der nicht mehr erlaubt, dass man längere Zeit die gleiche Sache und auf die gleiche Art tun kann, fragmentiert das Leben der Menschen, die sich auf nichts Langfristiges mehr einlassen können. Der Chamäleon-Charakter der modernen Wirtschaft bedroht auch die Einzelnen mit einer chamäleonartigen Flexibilisierung. Sennett resümiert: „Vielleicht ist die Zerstörung des Charakters eine unvermeidliche Folge. Wenn es nichts Langfristiges mehr gibt, desorientiert das auf lange Sicht jedes Handeln, löst die Bindung von Vertrauen und Verpflichtung und untergräbt die wichtigsten Elemente der Selbstachtung.“ „Wie bestimmen wir, was in uns selbst von bleibendem Wert ist, wenn wir in einer ungeduldigen Gesellschaft leben, die sich nur auf den unmittelbaren Augenblick konzentriert?“ So weit Sennett.

Es erscheint demnach nur konsequent, wenn diese Unverlässlichkeit der Verhältnisse sich auch schon auf die Kinder auswirkt, zusätzlich zu den genannten Bedrohungen durch die Unfriedlichkeit und die Umweltprobleme. Wie soll ein Bewusstsein von Verantwortung wachsen, nämlich – in den Worten von Hans Jonas – die als Pflicht erkannte Sorge für anderes Sein, - wenn man nicht einmal für das eigene Sein eine verlässliche Basis finden kann? Man erwartet von der Pädagogik, dass sie Kinder in ihrer Gemeinschaftsfähigkeit, in ihrer Vertrauenswürdigkeit und daher auch in ihrer Vertrauensbereitschaft fördert. Aber wie kann das geschehen, wenn die Kinder in ein wirtschaftliches System hineinwachsen, von dem der Ex-Manager von VW Daniel Goeudevert sagt, „dass es sich von allen gesellschaftlichen Bindungen und Bändigungen befreit hat außer von der nur beschränkt haftenden Gesellschaft der Aktionäre?“

Sennetts Buch erschien 1998, und seine düstere Analyse schien zu dem psychologischen Durchschnittsprofil, das wir von den Westdeutschen 1994 erhoben hatten, ziemlich genau zu passen. Seit den 70er Jahren hatte sich bei den Menschen in unseren Testbefunden das Bedürfnis zurückgebildet, sich um andere Menschen zu kümmern. Überhaupt waren sie den anderen ferner gerückt, verspürten weniger Verbundenheit, gaben anderen weniger von sich preis. Es sah so aus, als spiegelte sich die soziale Kälte der ökonomischen Strukturen in ihrer Gefühlsverarmung wieder. Der Ego-Kult erreichte seinen Höhepunkt.

* * *

Soziologisch hatte das klassische Familienmodell seine Dominanz eingebüsst. Nur noch die Hälfte der Familien lebt heute in einem traditionellen Familienverbund. Eineltern-Familien haben in den letzten 20 Jahren um 37% zugenommen. Mutterschaft tritt später ein. In Deutschland wird erwartet, dass vom Geburtsjahrgang 1965 über ein Drittel der Frauen kinderlos bleiben werden, und zwar überwiegend, weil die Frauen es so gewollt haben. Noch besteht die Paradoxie,

die Elmar Brähler so benennt: „Wir haben in Deutschland die niedrigsten Geburtenraten, andererseits die höchsten medizinischen, technischen und finanziellen Aufwendungen für eine medizinisch assistierte Fortpflanzung.“

Seit dem „Pillenknicke“, dem Geburtenrückgang durch die empfängnisverhütenden Pharmaka, ist der Abfall dramatisch. Seit 1965 ist die Zahl der lebend geborenen Kinder von 2.500 auf 1.000 Frauen bis unter 1.500 im Jahre 2000 abgesunken. Die vielfältigen sozialstrukturellen Gründe sind allbekannt. Für sozial schwache Familien bedeuten Kinder immer noch ein Armutsrisiko. Nun sollen die Betreuungsangebote verbessert werden. Der dringende Bedarf an Ganztagschulen ist erkannt. Es gibt auch Anzeichen für eine partielle Gegenströmung gegen den Ego-Kult der 90er Jahre, wovon auch noch die Rede sein wird. Zugleich lässt sich indessen bei Teilen der jüngeren Generation ein Festhalten an einer egozentrischen Mentalität erkennen, wovon ein unlängst erschienenenes erfolgreiches Buch Zeugnis ablegt. Ich meine den Band: „Morgen tanzt die ganze Welt – die Jungen, die Alten und der Krieg“ von Christoph Amend. Amend beschreibt seine Generation der etwas über 30jährigen, wie er sie im Berlin dieser Tage erlebt:

„Klatsch- und Popkultur, Karriere- und Nachtleben – dafür interessieren wir uns, wir sind die Generation mit dem Entertainment-Gen.“

Weitere Proben: „Wir alle sind befallen vom Virus des Sich-jeden-Tag-neu-Erfindens. Es ist der erste Gedanke unter der Dusche: Soll ich heute mein Leben ändern? Neue Freundin, neue Stadt, neuer Job?“

„Mit Kind könnte ich nicht mehr jeden Tag aufwachen und denken: Ich kreppele mein Leben um. Ich könnte mir nicht mehr erst morgens überlegen, was ich mittags machen möchte. Die Freiheit wollen wir nicht aufgeben, nicht einmal für unsere eigene Altersversorgung.“

„Zwei Frauen aus meiner Generation vor derselben Frage; sie entscheiden sich unterschiedlich – und doch typisch. Während die eine Angst vor dem Baby-Karriereknicke hat, möchte die andere das Kind, um, überspitzt formuliert, die eigene Langeweile zu vertreiben, weil gerade sonst nichts passiert. Bei beiden steht somit nicht das Kind im Zentrum der Entscheidung, sondern das Ich.“ „Ich sage es mal böse: Kinderkriegen scheint mir bei einigen meiner Generation vor allem „hip“ zu sein, mit dem Kind als solchem hat es so gut wie nichts zu tun.“ So weit Christoph Amend.

Er zeichnet einen Typ von Anfang 30jährigen, der sich, wenn er recht hat, gegen das Erwachsen-werden sträubt. „Nur ja keine Tiefe, loben wir lieber die Oberfläche. Wahrscheinlich werden wir noch in zwanzig Jahren nachts in Clubs zu finden sein, uns über die Bedeutung von Nutella für unser Leben unterhalten und uns heimlich fragen, ob wir gerade wieder dabei sind, eine falsche Entscheidung zu treffen.“

Kernmerkmal dieses Porträts, wenn es denn passt, wäre die Augenblicks-Ergebenheit. Jede engere Bindung ist eine Falle, die scheinbar Freiheit raubt. Oberflächlich hält man sich viele herrliche Möglichkeiten offen. Aber genau besehen ist es ein Stillstand. Kinder zu bekommen heißt nicht, das eigene Leben durch das Sorgen für ein neues zu erweitern, sondern das eigene einzuengen, allenfalls eine Ablenkung von eigener Leere zu suchen. Was Amend schildert, wirkt wie die Personalisierung der Kurzfristigkeit, die Sennett als Merkmal der modernen Ökonomie beschreibt. Eine Flexibilität, die durch Kinder gestört würde. Denn Kinder brauchen langfristige Verlässlichkeit, die normalerweise mit dem Eintritt in die Erwachsenenheit erworben werden sollte.

Ich wage keine Prognose zu stellen, ob der Mut der jungen Generation angesichts der aufgekommenen Globalisierungssängste ausreichen wird, sich nicht nur wieder mehr Nachwuchs zu *wünschen*, sondern ihn auch zu *erzeugen* und ihm dann auch gebührende Entwicklungschancen einzuräumen. Ich stoße hier auf einen Punkt, der aber Thema eines gesonderten Vortrags wäre. Nämlich auf die Frage, bis zu welchem Grade unsere Erwachsenen-Gesellschaft überhaupt im Durchschnitt ausreichende psychische Erwachsenenheit erreicht hat, um auf die anspruchsvolle Aufgabe der Partnerschaft mit Kindern genügend vorbereitet zu sein. Vielleicht werden sich manche unter ihnen schon genauso wie ich darüber gewundert haben, dass die Entwicklungspsychologie der Psychoanalyse Freuds nicht weiter reicht als bis zum Stadium der vollendeten Genitalorganisation. Erikson hat dann noch das Stadium der Generativität kurz skizziert, aber hervorgehoben, dass er in seiner Child-Guidance-Arbeit vor allem Eltern angetroffen habe, die dieses Stadium gar nicht mehr erreicht hätten. Genau dies ist doch in unserem Beruf eine alltägliche Erfahrung, dass Erwachsene mit sich selbst noch gar nicht fertig sind und sich deshalb entweder keine Kinder anschaffen oder, wenn sie es doch tun, diese teils bewusst oder unbewusst zu stark auf die eigenen Interessen ausrichten. Dazu möchte ich am Ende die ernst gemeinte Voraussage des britischen Philosophen Birnbacher erwähnen, der diese Einstellung nicht nur gutheißt, sondern ihr sogar ein neues praktisches Betätigungsfeld verspricht.

Er plädiert ganz ungeniert für das Recht von Eltern, sich demnächst nach In-Vitro-Fertilisation mit Hilfe prädiktiver gentechnischer Diagnostik Kinder mit Wunschmerkmalen auszusuchen oder sogar evtl. entsprechend herrichten zu lassen. Begründung: Eltern lebten im Durchschnitt über 20 Jahre mit einem Kind zusammen. Weshalb sollte es ihnen verwehrt sein, sich einen passenden kindlichen Partner auszuwählen? In liberalen Gesellschaften könne jeder für eine Ehe oder eine Lebensgemeinschaft ja auch frei bestimmen, mit wem er sich zusammentun wolle.

Hier schließt sich also der Kreis zu den Befunden von „Eltern, Kind und Neurose“ mit einer überraschenden Konsequenz. Im SPIEGEL prognostizierte der prominente Biophysiker Gregory Stock, dass Eltern aus der wohlhabenden Klasse ganz gewiss in absehbarer Zukunft ihre Kinder gentechnisch maßschneidern lassen würden. Niemand werde sie noch hindern können, sich diesen Wunsch, wenn nicht im eigenen Land, dann in einem anderen mit entsprechend großzügigen Gesetzen zu erfüllen. So entstünden dann Wunschkinder in einem neuen Sinn, also nicht mehr heimlich, sondern ganz offen zu elterlicher Bedürfnisbefriedigung für die 20 Jahre des Zusammenlebens instrumentalisiert. Es wäre der definitive Beweis für eine mangelnde Erwachsenenheit und Verantwortungsschwäche unserer Zivilisation neben den sonstigen Symptomen wie Abkopplung der Armen von den Globalisierungsgewinnen, der Wahnsinns-Rüstung und der mangelhaften Umwelt-Fürsorge.

Bei Einladungen in Schulen, die sich bei mir in letzter Zeit häufen, stelle ich allerdings ein sehr waches Interesse der 15 – 20jährigen an den Ideen der globalisierungskritischen Bewegung fest. So könnte es ja doch sein, dass sich doch noch ein Aufstieg zu einem höheren Verantwortungsbewusstsein vorbereitet. Die Hoffnung stirbt zuletzt.